

Dossier 27. März 2018

Vom Mann, der Adolf Eichmann verhörte

Erinnerung / Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann, den Logistiker des Massenmords an den Juden. Er tat es höflich und korrekt. Sein Sohn Alon Less, der in Fehraltorf wohnt, begleitete «reformiert.»-Redaktor Delf Bucher auf einer Reise nach Berlin. Sie führte in die dunkle Vergangenheit der Naziherrschaft und zeigte, wie schwer sich Täter und Mitwisser nach dem Krieg mit der Erinnerung taten.

Am 20. Januar 1942 tagen in der Berliner Villa Wannsee die Bürokraten des Massenmords. Im vorbereiteten Papier ist die voraussichtliche Opferbilanz für ein «judenfreies Europa» präzise erfasst. Sogar die 200 Juden in Albanien sind aufgeführt. Die Zahl für die amtliche Lizenz zum Massenmord an Juden: elf Millionen Menschen. Schätzungsweise sechs Millionen Juden werden dann bis zum Mai 1945 von den Nazi-Schergen ermordet.

Trotz der monströsen Zahl dauert die Konferenz nur neunzig Minuten. Diener balancieren Cognacgläser auf Silbertablets zwischen den Nazi-Staatssekretären und SS- Männern hindurch. Das Spitzenpersonal unterhält sich angeregt darüber, was im Protokoll bürokratisch verknüpft heisst: «Verschiedene Arten der Lösungsmöglichkeiten besprochen». Schon laufen die Versuche an polnischen Juden mit dem Gas Zyklon B in Auschwitz. Bereits sind eine halbe Million Menschen massakriert worden.

Protokollant Eichmann

Einer der fünfzehn Teilnehmer wollte zwanzig Jahre später nicht mehr daran erinnert werden, wie geschmeichelt er sich fühlte, bei der Elite der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft dabei zu sein: der Protokollant Adolf Eichmann.

1960 im israelischen Gefängnis bestreitet Eichmann kleinlaut, eine Rolle bei der Wannsee-Konferenz gespielt zu haben, als ihn der Verhörpolizist Avner Werner Less befragt. «Wenn ich meinen Mund nur ein einziges Mal aufgemacht hätte, Herr Hauptmann», sagt Eichmann, «dann würde ich sagen: jawohl!» Aber er habe sich mit der Stenotypistin in eine Ecke verkrochen, behauptet er. Niemand habe sich um ihn gekümmert. Dafür sei er eine viel zu kleine Nummer gewesen.

«Nie Juden getötet»

Am 11. März 2018 steht Alon Less, der Sohn des Verhörpolizisten, mit mir im Nebenraum des Konferenzsaals. Die Villa am Wannsee ist heute eine Gedenkstätte. Durch das Fenster scheinen die ersten frühlinghaften Sonnenstrahlen. Idyllisch präsentiert sich der gefrorene See, auf dem sich die Schatten der hohen Bäume am Ufer abzeichnen. Less und ich haben die Kopfhörer ans Ohr gepresst und verfolgen, wie sein Vater 1960 Eichmann verhörte.

Alon Less kennt die während 275 Stunden gemachten Aussagen des Judendezernenten im Geheimen Staatspolizeiamt IV B 4, seine Beschwichtigungen, seine unterwürfige Stimme: «Ich habe nie einen Juden getötet. Ich habe auch noch nie einen Befehl zum Töten eines Juden gegeben. Vielleicht gibt mir das auch eine gewisse innere Ruhe.» Nur die Züge zur Deportation habe er bereitgestellt. Mit sanfter Stimme, die er von seinem Vater geerbt hat, sagt Alon Less: «Eichmann wollte sich nie seiner Verantwortung stellen.»

Warum wurde der gebürtige Berliner Avner Werner Less, bis zum Prozess bei der israelischen Polizei für Wirtschaftskriminalität zuständig, mit dem Verhör beauftragt? Deutschsprechende Polizisten gab es damals in Israel einige. Es waren seine Verhörtechnik, seine ruhige Art und seine Höflichkeit. Sie zeichneten ihn aus, ein Verhör mit jenem Mann zu führen, der der Mörder seines Vaters war.

«Sie haben meinen Vater mit dem letzten Zug aus Berlin nach Osten deportiert.»

Avner Werner Less, Verhörpolizist von Adolf Eichmann

Less spricht den Gefangenen mit «Herr Eichmann» an, bietet dem Kettenraucher Zigaretten an. Viele Kollegen im «Büro 06» registrieren die Freundlichkeit von Less mit Argwohn. Eichmann wiegt sich so in falscher Sicherheit. Der oberste Logistiker des Massenmords ist eine Brülljustiz gewohnt. Arglos fragt er nach vielen Monaten des Verhörs: «Herr Hauptmann, haben Sie Familie?» Die Antwort von Less: «Sie haben meinen Vater mit dem letzten Zug aus Berlin nach Osten deportiert.» Adolf Eichmann wurde vom Gericht zum Tode verurteilt und 1962 hingerichtet.

Jüdisch und deutsch

Dass Avner Werner Less heute in Berlin nur einen Kilometer Luftlinie entfernt von der Wannseekonferenz auf dem «Alten Friedhof Wannsee» begraben liegt, ist Teil seiner Geschichte. Als Less im Jahr 1987 starb, hatte er neben dem israelischen Pass auch einen deutschen. Jüdisch zu sein und deutsch zu bleiben, ist ein Paradox, das seinen Willen unterstreicht, statt zu hassen, sich zu versöhnen. Sein Sohn, der 1949 in Israel geborene Alon Less, wohnt in Fehrlortorf (ZH). Er sagt: «Mein Vater hat uns gelehrt, das Wort Hass und Rache nicht zu gebrauchen.» Dann setzt er nach: «Mir selbst ist es wichtig zu vergeben, aber niemals zu vergessen.»

«Mir selbst ist es wichtig zu vergeben, aber niemals zu vergessen.»

Alon Less, Sohn des Eichmann-Verhörers

Avner Werner Less hatte deutsche Freunde, zitierte Goethe-Gedichte aus dem Kopf. Ein Teil seiner Identität war trotz der Barbarei, trotz der im Gas verstorbenen Familienangehörigen in den deutschen «Menschenschlachthäusern» (Theodor Adorno) deutsch geblieben. Deutsch war die Sprache der Liebe. Less verfasste in ihr ein Gedicht an seine geliebte Frau, das nun eingraviert auf dem Grabstein die Botschaft verkünden will: Liebe geht über den Tod hinaus. «Leg deine Hand/ in meine Hand/ und voll Vertrauen/ lass uns gehen/ den sonnengewärmten Weg in unser Paradies.»

Der «dichtende Polizist» hatte seine geliebte Frau Vera, geborene Gonsiorowski, in Paris bei einer Lesung des von den Nazis vertriebenen Schriftstellers Alfred Döblin kennengelernt. «Es war eine Liebe auf den ersten Blick, die beide für einen Moment vergessen liess, was man schlimmer nicht erfinden könnte: Dass sie Flüchtlinge waren, beraubt, bedroht, vertrieben von den Deutschen, die plötzlich Arier sein wollten und doch nur Mörder wurden», sagte die Philosophin Bettina Stagneth bei der Grabesrede 2014 auf dem Wannseer Friedhof. Wie es ihr Wunsch war, wurde die Asche des Paares in einem gemeinsamen Grab beigesetzt, symbolträchtig im Friedhof Alter Wannsee.

Erinnern auf dem Trottoir

Mit Alon Less betrete ich den Berliner Friedhof. Namen von Adelsgeschlechtern, Gefallenen, Sterbedaten von Kindern, die in Wannsee in den sinnlosen Endkämpfen Ende April 1945 ihren Tod gefunden haben, sind in die Grabsteine eingraviert. Auf dem monumentalen Gedenkstein springen mir die Lettern ins Auge: «Dem Gedenken der Opfer der Weltkriege.» Sind da die getöteten Juden mitgemeint? 55'000 Berliner Juden sind in den Vernichtungslagern umgekommen. Sie haben keine Gräber, dafür sind seit zehn Jahren ihre Namen als Stolpersteine ins Trottoir eingelassen.

Am Nachmittag besuchen Alon Less und ich die Kleiststrasse 31. Hier hat Less für seinen Grossvater eine dieser Metallplatten gestiftet. Es ist ein Erinnerung an einem profanen Ort. Der Gehsteig grenzt an einen gläsernen Zweckbau eines Elektronikmarkts. Wenige Schritte entfernt eine Haltestelle. Im Wartehäuschen wird für die Internationale Tourismusmesse mit dem Slogan geworben: «Zeit, mal wieder die Zeit zu vergessen!»

«Niemals konnte sich mein Grossvater vorstellen, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig wären.»

Alon Less, Sohn des Eichmann-Verhörers

Die Patina des Grosstadtverschmutzes hat sich auf die Stolpersteine gelegt. Alon Less versucht, mit einem Brillenputztuch den Gedenkstein mit der Aufschrift «Hier wohnte Julius Less – Jg. 1885 – Deportiert 12. 1. 1943 – ermordet in Auschwitz» aufzupolieren. «Niemals konnte sich mein Grossvater vorstellen, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig wären.» Sein Grossvater Julius Less hatte das Eiserne Kreuz als deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg erhalten. «Für ihn war das wie ein Schutz, dass die Nazis ihn nicht verfolgen würden.»

Feuerwehr als Brandstifter

Stolpersteine sind auch rund um mein Elternhaus in Stuttgart in Gehsteige eingelassen. Dutzende von Messingplatten erinnern an jüdische Schicksale. Denn hier stand einst die Synagoge, welche die jüdischen Stuttgarter bequem am Sabbat zu Fuss erreichen konnten.

Täglich kam ich auf dem Weg zur Schule an einem Parkplatz vorbei. An diesem Ort haben Feuerwehrleute am 9. November 1938 auf Befehl der Nazis die Synagoge abgebrannt. Damals wusste ich das nicht. Ich wuchs in einer Welt der Baukräne auf, in einer Zeit, in der immer mehr Autos uns Kindern den Spielraum auf der Strasse einengten. Im Wohlstandsdeutschland halt, das mit Geschäftigkeit und Fleiss den Schatten der Vergangenheit entfliehen wollte.

Statt Aufarbeitung wollten die meisten Deutschen einen Schlussstrich. Natürlich prägten die Bunker das Stadtbild, gab es Fotos der Gefallenen in Wehrmachtsuniform in den Stuben. Trotzdem war der Krieg fern. Es hat lange gedauert, bis mein Vater etwas preisgab von seiner Zeit als Hitlerjunge. Heute ist er beschämt, dass einen Tag nach der «Reichskristallnacht» – auch so eine verharmlosende Wortschöpfung wie Endlösung – sein jüdischer Klassenkamerad zusammengeschlagen wurde und er nur passiv daneben stand.

Verwirrt waren meine Eltern, als ich sie erstmals fragte: «Wer sind die Juden?» Zuvor war ich einmal zurechtgewiesen worden, als ich in einem Laden «Judenfütze», der damals im Schwäbischen übliche Ausdruck für die roten Mini-Böller, ordern wollte. Juden – das war ein Fremdwort für mich, und heute überlege ich: Wann wurde mir bewusst? Jesus ist ein Jude!

In der Pubertät wurde dann die Frage an die Eltern drängender: «Wie viel wusstet ihr vom Massenmord an den Juden?» Und diese quälende Frage ist bis heute geblieben.

Die unzähligen Profiteure

Mit der Mitwisserschaft der deutschen Bevölkerung beschäftigt sich Rechtshistoriker Hans-Christian Jasch, Leiter der Gedenkstätte Wannsee. Ihn besuchen wir in seinem Büro im ersten Stock der ehemaligen Fabrikantenvilla. Kisten voller Akten hüllen den Raum mit staubiger Luft ein.

Jasch recherchiert zurzeit über Otto Hofmann, Leiter des SS-Rassen- und Siedlungsamts. Er öffnet das Fenster, blickt hinaus zum Wannsee. Der See war auch im Winter 1942 gefroren, als die in der Kälte stecken gebliebene Russland-Offensive der Wehrmacht die Strategen der Massenvernichtung an diesem Ort zu immer monströseren Mordtaten antrieb. Wie viel wussten die Deutschen von den in ihrem Namen begangenen Verbrechen?

«Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Hans-Christian Jasch, Rechtshistoriker und Leiter der Gedenkstätte Wannsee

Schon die Zahl von sechs Millionen zeigt es: Ein gigantischer Apparat war notwendig. Lokführer, Baumeister für Gaskammern, Chemiker für die Produktion von Zyklon B und Tausende von SS-Männern arbeiteten daran, damit im industriellen Akkordtakt Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden konnten. Aber Jasch macht klar: Es geht nicht nur um jene, die direkt mit der Tötungsmaschinerie verbunden waren. «Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Nach dem Krieg sei das Vergessenwollen zum Gemeingut geworden, sagt Jasch. Die Opfer des Luftkriegs der Alliierten wurden gegen die dreizehn Millionen von den Deutschen ermordeten Zivilisten aufgerechnet. In der Nachkriegszeit wollte kaum einer den ausgemergelten Menschen in die Augen schauen.

In der Gedenkstätte am Wannsee wird der Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi zitiert: «Mir war, als müsse jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber niemand sah uns in die Augen, niemand nahm die Herausforderung an: Sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen, wie in einer Festung gewollter Unwissenheit.» Der Historiker Jasch sagt jedoch, dass es 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel und den Auschwitz-Prozessen, die in Deutschland stattgefunden haben, zu einem erinnerungspolitischen Einschnitt gekommen sei.

Das Schweigen der Opfer

Alon Less, der bis dahin ruhig zugehört hat, wirft nun ein: «In Israel war das ähnlich. Damals fing man an, darüber zu reden.» Viele der überlebenden KZ-Insassen quälte bis dahin die Furcht, dass ihre Erlebnisse aus den Vernichtungslagern nicht geglaubt würden.

Auch der Bub Alon, der seine Grosseltern im Holocaust verloren hatte, wusste nichts von ihrem Tod in den Gaskammern von Auschwitz. «Meine Mutter sagte immer: Du bist noch zu jung, damit ich dir erzählen kann, was im Krieg passiert ist.» Als im Klassenzimmer das Radio angeschaltet wurde, um den Eichmann-Prozess zu übertragen, hätten manche seiner israelischen Schulfreunde gefragt: «Wo waren denn damals unsere Soldaten?» Eine merkwürdige Gemeinsamkeit zwischen Opfern und Tätern: Beide Seiten wollten sich an die Mordgeschichten nicht erinnern.

«Die vielen jungen Besucher stimmen mich optimistisch.»

Alon Less, Sohn des Eichmann-Verhörers

Nun ziehen jüdische und deutsche Jugendliche, drei Generationen von der Shoa entfernt, an den Schautafeln vorbei. Sie studieren am Wannsee die Eskalationsspirale des Rassenwahns, der mit Kaufboykott jüdischer Geschäfte begann und im Massenmord endete. «Die vielen jungen Besucher stimmen mich optimistisch», sagt Less.

Mit dem hölzernen Aufzug fahren wir vom Büro des Museumsleiters hinunter ins Foyer, durch das am 20. Januar 1941 die Koordinatoren des Holocaust geschritten waren. Zuvor fuhren wir mit der S-Bahn an der Station Grunewald vorbei. Hier hatten Betty und Julius Less 1943 auf dem Gleis 17 im Gedränge anderer Juden gestanden und waren zur Todesrampe nach Auschwitz transportiert worden.

Zwei Tage lang hat nun Alon Less auf meiner Berlinreise den Toten seiner Familie eine lebendige Stimme gegeben. Nie ist auch nur mit einer Silbe der Anklage an mich als Nachgeborenen des deutschen Tätervolkes gerichtet worden. Versöhnung – das ist bei Alon Less kein leeres Wort. Für mich ist seine Haltung auch ein Auftrag – so pathetisch es klingen mag –, sich dafür einzusetzen, dass sich Auschwitz nicht wiederholt, nichts Ähnliches nochmals geschieht.